Herrn die Verwaltung bis auf weiteres überlassen. Die Kaufsumme war in Form einer jährlichen Rente bedungen worden — aber der unverbesserliche Büttner verwendete auch diese zum größten Teil wieder nur zur Vermehrung des Bücherbestandes. Die Sammlung war, solange man Büttner schalten und walten lassen mußte, trotz aller Liebhaberei nur ein wüster, schmutziger Bücherhaufen, und als Goethe im Jahre 1801 nach des Alten Tod mit dem neuen Bibliotheks-sekretär, seinem Schwager Vulpius, an die Urbarmachung ging, war es schwer, Ordnung zu schaffen. Es kam dazu daß der Herzog die ehemals Büttnerschen Bibliotheksräume bereits dem neuen Kommandanten von Jena, einem Major von Hendrich, als Wohnung zugesagt hatte und daß sie also Hals über Kopf freigegeben werden mußten. Auch hier wurde Goethe der Aufgabe, mit geringem Aufwand Großes zu leisten, Herr und wußte auch seine Hilfskräfte anzueifern und zu beflügeln. „Der Bibliothekssekretär hat sich muster-haft gezeigt; er hat in dreizehn Tagen 2134 Stück Zettel ge-schrieben, d. h. Büchertitel auf einzelne Zettel geschrieben Ueberhaupt sind vier Personen mit etwa 6000 Zetteln in dieser Zeit fertig geworden, wo man ungefähr sieht, was zu tun ist. Diese Büchermasse war die ungeordnete, nachgelassene: nun kommen wir auch an die schon stehende ältere. Indessen muß das Ganze doch, oberflächlich, auf einen wirken, und es ist wie eine Art von Bad, ein schwereres Element, in dem man sich bewegt und in dem man sich leichter fühlt, weil man getragen wird." Deutlich spricht aus diesen Zeilen das Behagen Goethes an der Atmosphäre von Geistigkeit, in der diese Arbeit vor sich ging, und zugleich der unendlich weite Unterschied zwischen einem bloßen Büchernarren wie Büttner, der die Bücher tot daliegen und in Staub verkommen ließ, und ihm, dem es darum zu tun war, ihre inneren Werte zu verlebendigen und nutzbar zu machen. Die Anlage eines Gesamtkataloges aller öffentlichen Bibliotheken Jenas sollte diese Verlebendigung fördern.

Noch aber lag die zweite große Bibliothek Jenas, die der Universität, sehr im argen. Niemand bedauerte das mehr als Goethe. Im Jahre 1817 endlich wurde auch diese Frage im Sinne Goethes gelöst, indem auf Anregung der gothaischen Regierung die Vereinigung mit der herzoglichen Schloß- und der ihr einverleibten Büttnerschen Bibliothek beschlossen wurde. Goethe hatte die Pläne zu entwerfen, den Kostenvoranschlag zu machen, die Vorarbeiten zu leiten. Er verhandelt mit Baumeistern und Maurern, wie der schon immer beklagten Feuchtigkeit des Bibliothekfaales abgeholfen werden könnte, mit den Professoren, wie die veralteten Kataloge zu erneuern wären; er ernennt Schreiber und Rechnungsführer und ent-deckt eine ganze Reihe von Kammern über der Bibliothek, die bisher der Aufbewahrung von Malz gedient haben, jetzt aber zu ihren Zwecken herangezogen werden sollen. Es ist ein „Strudel von augenblicklichem Andrang", in den sich Goethe stürzt, und zuweilen empfindet er jetzt dieses Zuviel an „bibliothekarischer Gelahrtheit" als einen „schrecklichen Zustand"; aber die Sache hat auch ihre menschlich heitere Seite: „Die Personae dramatis nehmen sich mitunter ganz lustig aus." Er hofft im ganzen, „Serenissimus und seinem Staatsministerio ein Lächeln abzugewinnen". Ein halbes Jahr später schon geht es „mit der Bibliothek in jeder Weise erwünscht", und „die zwar nicht architektonischen, aber doch redlich technischen Vorarbeiten am Bibliotheksgebäude sind äußerst glücklich gelungen".

So kann er denn im Jahre 1820 mit vollem Triumph auf das Geleistete zurückblicken: „Der untere große Jenaische Bibliothekssaal war nun in der Hauptsache hergestellt. Ein buntes, von Serenissimo verehrtes altdeutsches Fenster ward eingesetzt und daneben die Gipsbüsten der beiden Herren Nutritoren aufgestellt, in dem oberen Saal ein geräumiges Pult eingerichtet und so immer mehreren Erfordernissen Genüge geleistet." Berechtigter Stolz klingt auf, wenn Goethe eine Aenderung der Bibliotheksordnung, die er 1821 an den Bibliothekar Güldenapfel herausgibt, datiert: „Jena, den 1. November, als am Jahrestage des vor vier Jahren mutig begonnenen und bis jetzt treulich und glücklich durchgeführten Bibliotheksgeschäftes."

Götz von Berlichingen und die Polen.

Geschichtliche Begebenheit, erzählt von Dr. Eduard Fuchs.

Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand, verdankt seine Berühmtheit weniger seiner eigenen Lebens-beschreibung als vielmehr dem Schauspiel Goethes. Daher stammt auch die Meinung, daß Götz ein ehrlicher, aber derber Draufgänger war. So richtig dieses Urteil ist, Götz' Gut-mütigkeit war größer als sein Draufgängertum. Das beweist uns seine Klage, er habe infolge seiner Vertrauensseligkeit oft Nachteile gehabt, besonders anschaulich aber ein Erlebnis aus seinem achtzehnten Lebensjahre. Es ist deswegen wert, wiedererzählt zu werden, weil es die Zeitverhältnisse und die Volkscharaktere hell beleuchtet.

Im Jahre 1498 diente Götz am Hofe des Markgrafen Friedrich zu Ansbach als Edelknabe. Der Markgraf war mit der Prinzessin Sophia, einer Tochter des polnischen Königs Kasimir IV., vermählt. Damals hielt sich auch ein Bruder der Markgräfin, der Herzog von Litauen, in Ansbach auf. Eines Tages saß Götz beim Essen neben einem Polen aus dem Gefolge des Herzogs. Dieser hatte seine Haare mit Eiweiß gekräuselt, wie es damals Stutzer zu tun pflegten. Götz trug einen weiten und langen Mantel. Beim Aufstehen streifte er damit zufällig den künstlichen Lockenschmuck des Polen. Sofort stieß dieser mit einem Brotmesser nach Götz, verfehlte ihn aber. Götz war über den Jähzorn und die Zügellosigkeit des Polenjünglings empört. Trotzdem nahm er von seinen beiden Degen, die er gerade trug, nur den kürzeren und schlug ihn dem Mordbuben um die Ohren. Diese gutmütige, aber derbe Abrechnung mit dem Polen sollte Götz indessen schlecht bekommen.

Der Herzog von Litauen beschwerte sich bei seiner Schwester, der Markgräfin, über die Mißhandlung des jungen Polen. Sie wies den Untermarschall an, Götz im Turme gefangen zu setzen. Als dieser am nächsten Morgen mit dem Markgrafen aus dem Frühgottesdienste zurückkehrte, ließ der Untermarschall hinter Berlichingen die Tore schließen und forderte ihn auf, sich gefangen zu geben. Götz lehnte dies ab und sagte: „Laßt mich unbehelligt; ich glaube es nicht; ich muß hinauf zu den Prinzen!" Der Untermarschall war klug genug, ihn gehen zu lassen. Götz begab sich zu den drei Prinzen Kasimir, Georg und Albrecht, den Söhnen der Mark-gräfin, und erzählte ihnen alles, was vorgefallen war. Sie wollten gerade zum Frühstück gehen. Während dieses ge-dachten sie bei ihrem Vater und ihrer Mutter, der Mark-gräfin, für ihn zu sprechen. Da sie jedoch in der Zwischen-zeit für Götzens Sicherheit fürchteten, rieten sie ihm, in ihren Gemächern zu bleiben und im Notfalle in dem geheimen Ge-mache Zuflucht zu suchen.

Beim Morgenimbiß gab es in der markgräflichen Familie große Aufregung. Sophia nahm für ihren Lands-mann Partei. Daß sich dieser schuldig gemacht hatte, galt nicht. Der alte Markgraf mußte seiner königlichen Gemahlin aus Polen, wenn er ein gutes Weib und die Prinzen eine gnädige Mutter haben wollten, zusagen, daß er Götz in den Turm werfen lasse. Die Prinzen teilten ihrem Freunde diesen Ausgang ihrer Bemühungen mit und rieten ihm, sich nicht zu widersetzen. Er erwiderte: „Was soll ich in dem Turme? Hat doch der Pole den Anstoß gegeben!" Die Brüder versprachen ihm darauf, sie würden ihn nicht über eine Viertel-stunde einsperren. Prinz Georg wollte ihm sogar seinen Sammetmantel, der mit Marder- und Zobelpelz gefüttert war, geben. Berlichingen lehnte ihn jedoch ab.

Die Prinzen hielten Wort. Nach einer Viertelstunde schickten sie den Hauptmann Paul von Absberg. Dieser ließ Götz aus dem Turme heraus, erkundigte sich nach der Ursache seiner Haft und führte ihn vor die Räte des Markgrafen. In Gegenwart aller Buben und Edelknaben des Hofes, es waren etwa fünfzig bis sechzig, forderte er, den Polen ebenfalls in den Turm zu werfen. Er drang damit aber nicht durch. Die Räte kannten ihre polnische Markgräfin! Ein Zufall ent-schädigte dann Götz später ein wenig für die hier erlittene Unbill.

Etwa ein Vierteljahr danach geriet nämlich der Ritter Zeisolf von Rosenberg mit einem Polen in Streit. Götz stand dabei. Der Pole ergriff eine Lanze und hatte sie schon zum Stoß gefaßt. Berlichingen trat rasch dicht vor ihn und schrie ihn an: „Stößt du zu, so haue ich dich auf den Kopf, daß du die Pest bekommst." So hinderte er den Polen zu raufen. Dann trat er zurück, als ob nichts geschehen wäre. In diesem Augenblick erschien jener Schlingel, der mit dem Brotmesser nach Götz gestochen hatte, um seinem Landsmanne beizustehen. Berlichingen wandte sich sofort gegen ihn. Der edle Pole flüchtete und rannte in die Herberge seines Herrn. Götz verfolgte ihn ein Stück Weges und hatte die Genugtuung, daß die Ansbacher auf dem Markte und aus den Fenstern dieses Schauspiel beifällig genossen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 23 | 19. März 1932 | 6. Jahrgang



Ackermann, Stuttgart

Von Anny von Panhuys

10. Fortsetzung.

Nein, das mußte vermieden werden, die Tante durfte nichts erfahren von ihrem Auftreten im Zirkus Gehrke und von der dummen Komödie, die sie in einem schmuddeligen Mantel aufgeführt hatte.

Sie schämte sich jetzt dieser Torheit.

Auf keinen Fall wollte sie sich aber jetzt verblüffen lassen.

Sie zwang ihre Züge zur Gleichgültigkeit, groß und fremd blickten die wundervollen Schwarzaugen.

Und einen Augenblick später war der schlanke große Herr auch schon vorbei.

Sie hatte deutlich bemerkt, wie forschend er sie gemu-stert, und wußte ganz genau: er überlegte allerlei dabei.

Ihr war nicht ganz wohl zumute.

Sie dachte nach: nun war das Unerwartete, das, was ihr unmöglich erschienen, doch geschehen. Nie hätte sie geglaubt, diesen Mann je im Leben wieder zu treffen. Hof-fentlich wohnte er nicht hier, so daß sie ihm wenigstens nicht wieder zu begegnen brauchte.

Helene Kornelius sagte erstaunt: „Weshalb schlägst du denn so ein beschleunigtes Tempo an, Kind, ich komme kaum noch mit."

„Ich 'abe srecklichen 'unger", redete sich Ifabel aus.

Ihr lag daran, diesem unbekannten und doch bekann-ten Herrn nicht noch einmal in die Quere zu laufen. Sie traute ihm zu, er könnte sie ansprechen, und dann kam die dumme Geschichte heraus.

Wiederum war da ein seltsames Empfinden in ihr, für das sie keine rechte Benennung wußte. Am meisten ähnelte es der Sehnsucht.

Sehnsucht, ihn doch wiederzusehen? War es das?

Aber wie konnte sie Sehnsucht nach jemanden verspü-ren, der die Macht besaß, sie vor der Tante mordsmäßig zu blamieren? Auch vor ihm selbst mußte sie sich schämen, wenn sie ihn wiedersah.

* * *

Tine empfing die Heimkehrenden mit neugierigen Fragen.

Aber nur die Geheimrätin gab Antwort, Ifabel eilte sofort hinauf in ihr kleines Reich.

Sie mußte einige Minuten allein sein.

Die Gerichtsverhandlung schon hatte sie etwas erregt, die Begegnung jedoch noch mehr. Sie war voll Angst vor dem fremden Mann, jedoch fühlte sie keine Abneigung gegen ihn.

Sie setzte das Hermelinbarett ab, das tief über den Kopf gezogen war und nur seitlich ein paar der leicht ge-wellten Haarsträhnen freigab, — und während sie den Mantel auszog, schaute sie unwillkürlich durch die Glas-scheibe der Balkontür.

Sie stieß einen leisen Schrei aus: drüben auf der an-deren Straßenseite ging der Fremde auf und ab, als warte er auf jemanden.

Er war ihr also gefolgt, hatte sie erkannt, und sie mußte damit rechnen, daß er, wenn er sie noch einmal traf, ansprechen würde. O, nur nicht in Gegenwart anderer!

Sie beobachtete ihn weiter.

Jetzt, nachdem er das Haus genug gemustert hatte, kam er schräg über den Fahrweg, und ehe sie auch nur den ge-ringsten Entschluß zu fassen vermochte, hörte sie ihn unten an der Haustür schellen.

Also war das Unglück im Anmarsch.

Was sollte sie tun, was konnte sie jetzt noch tun, um eine unangenehme Auseinandersetzung zu vermeiden?

Sie warf die Lippen auf. Was nützte es, sich jetzt den Kopf noch mehr zu verwirren.

Es dauerte ungefähr zehn Minuten, da erschien Tine.

„Fräulein Ifabel, Sie möchten hinunterkommen. Bei der Frau Geheimrat ist ein Herr von Brandt, der heute als Zeuge in der Verhandlung gewesen ist. Er will sich bei Ihnen bedanken! Er meint, ohne Ihr entschlossenes Vor-gehen hätte der Dieb nichts gestanden, und nun bekäme er selbst auch sein schönes, altes Silber wieder — — Aber kommen Sie nur, das kann er Ihnen alles allein erzählen."

Ifabel nickte. „Ich werde gleich kommen, Tine —"

Als die Alte das Zimmer verlassen hatte, bürstete sie noch inmal über ihr Haar, zog den weißen Wolljumper zu-recht, den sie zu einem dunkelblauen Tuchrock trug, und stieg langsam die Treppe hinab.

Ihr war ganz benommen zumute.

Bei ihrem Eintritt stand Lothar von Brandt auf, der neben der Frau Geheimrätin gesessen hatte, — und brachte tatsächlich ein paar warme Dankesworte an.

„Ohne Sie, mein gnädiges Fräulein, hätte der Kerl nichts bekannt, niemand hätte je ein Stück von den gestohlenen Dingen wiedergesehen."

Er sah Isabel dabei so unausgesetzt und fragend an, daß sie am liebsten die Augen niedergeschlagen hätte.

Aber sie zwang sich, dem fragenden Blick kühle Ruhe entgegenzusetzen.

Lothar von Brandt hatte sich vorgenommen, Isabel Herbert von ganz nahe betrachten zu können, ihr Auge in Auge gegenüberzustehen, um hinter des Rätsels Lösung zu kommen, das ihn beschäftigte. So hatte er sich unter dem Vorwand, seinen Dank abzustatten, zu dem er sich verpflichtet fühle, hier Eingang verschafft.

Nun nahmen alle Platz. Lothar von Brandt erzählte von seinem Gut Klosterhof.

Helene Kornelius wiederholte: „Klosterhof? Ja, nun weiß ich, weshalb mir vorhin Ihr Name auffiel, Herr von Brandt. Unweit von Klosterhof liegt der Rotbuchhof. Der gehörte meinen Eltern und deren Vorfahren. Ich bin eine geborene Herbert. Mein Bruder verkaufte ihn in jungen Jahren und wanderte dann aus. Isabel ist seine Tochter." Sie seufzte. „Meine Kindheit und Mädchenjahre verlebte ich auf dem Rotbuchhof, und ich erinnere mich auch an Herrn und Frau von Brandt auf Klosterhof. Frau von Brandt galt als Engel der Armen in der ganzen Gegend."

Lothar nickte, gab ein bißchen wehmütig Antwort.

„Ja, ein Engel der Armen, das war meine gute Mutter. Bei einem Armenbesuch im Dorfe holte sie auch die böse Typhusansteckung, der sie erlag. Mein Vater starb bald nach ihr."

Isabel dachte, wie angenehm doch diese Männerstimme sei.

Sie saß wie auf Kohlen, fürchtete jede Sekunde, er würde nun irgendeine Bemerkung machen, die das Thema berührte, das ihr so unendlich peinlich war.

Lothar von Brandt lächelte: „Ich kenne den Rotbuchhof, und soviel ich weiß, ist er verkäuflich; sein Besitzer ist alt und will zu seiner Tochter nach Köln."

Helene Kornelius sagte freundlich: „Da ich noch riesig gern etwas über unser altes Familiengut hören möchte, bitte ich Sie, wenn es Ihre Zeit erlaubt, Herr von Brandt, heute mittag mein Gast zu sein! Ich würde mich sehr darüber freuen. Ich hänge, so lange ich auch schon von dort fort bin, noch immer an dem lieben Fleckchen Erde, wo ich geboren bin." Sie drängte: „Nehmen Sie an, bitte."

Lothar von Brandt entschied sich schnell.

„Sie laden mich so überaus liebenswürdig ein, Frau Geheimrat, daß ich gerne ja sage", gab er zurück.

Isabel fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß.

Nun saß sie schön in der Patsche.

Auf irgend eine Art würde die Geschichte nun sicher herauskommen.

Helene Kornelius erhob sich.

„Ich bitte Sie, mich freundlich für kurze Zeit zu entschuldigen! Ich muß in der Küche ein paar kleine Anordnungen geben. Meine Nichte wird Sie derweil ein wenig unterhalten."

Schon hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen.

Lothar von Brandt konnte den Blick von dem jungen Mädchen nicht abwenden. Isabel aber fühlte ihr Herz so stark klopfen daß sie meinte der Mann gegenüber müsse es hören.

Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er allerlei Gedanken verscheuchen.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie vielleicht etwas zudringlich ansehe, aber ich meine, wir beide begegnen einander heut nicht zum ersten Male. Als ich Sie sah, glaubte ich anfangs, daß Sie mit einer anderen Person nur eine verblüffende Aehnlichkeit hätten, doch es will mir nicht einleuchten, daß es solche starke Aehnlichkeit gibt."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Brandt", wehrte sie sich vorläufig von dem Standpunkt aus: „Zeit gewonnen, alles gewonnen!" Dabei überlegte sie, wie sie sich vielleicht aus der Geschichte helfen könnte, ehe die Tante zurückkäme.

Lothar von Brandt erwiderte: „Ich war diesen Sommer ein paar Tage in Soden am Taunus; dort hielt sich ein ganz kleiner Wanderzirkus auf — das Wort Zirkus paßt kaum auf ihn, aber er wurde so von seinem Besitzer genannt. Und die Frau des Besitzers war schön und jung, war blond und hatte schwarze Augen, kurz, sah genau so aus wie Sie, sprach auch so wie Sie."

Seine Augen ließen nicht von ihr ab. „Ich verstehe allerdings nicht, wie aus einer verheirateten Frau Gehrke —"

Isabel hatte, während Lothar von Brandt sprach, angestrengt nachgedacht. Auf welche Weise war der gordische Knoten zu zerhauen?

Und da fiel ihr eine kleine Geschichte ein, die sie vor einigen Tagen gelesen hatte. Es kamen darin Zwillingsschwestern vor, die sich so ähnelten ,daß sich daraus allerlei Verwechselungen ergaben.

Sie schnitt ihm bei den Worten „Frau Gehrke" den Satz ab.

„'err von Brandt, jetzt verstehe ich, aber ich bitte, Sie dürfen nichts erwähnen von alledem zu meiner Tante, denn es 'andelt sich um meine Zwillingsschwester —". Sie zögerte flüchtig, fuhr dann schnell fort: „um meine Zwillingsschwester Alice. Wir sehen uns zum Verwechseln ähnlich. Sie 'at gegen den Willen von Vater und Tante diesen Zirkusmann geheiratet, und Tante ist sehr böse auf sie, ich darf nicht nennen den Namen Alice."

Lothar von Brandt hatte das Gefühl plötzlicher Klarheit. Des Rätsels Lösung war ja so überaus einfach; dennoch, darauf wäre er niemals verfallen.

Er sagte hastig: „Aber Ihre Schwester ist doch noch so jung. Ihr Herr Vater konnte doch die Heiratserlaubnis verweigern."

Isabel ward mit dem Einwand rasch fertig.

„Alice ist durchgefeuert mit dem Direktor, und da 'at Vater erlaubt die 'eirat, aber er will nie mehr sehen, Tante auch nicht — nie, nie."

Lothar von Brandt mußte über das Wort „durchgefeuert" lächeln, und als er Isabel Herbert jetzt ansah, fand er, ihr Gesichtchen sei doch feiner als das ihrer Zwillingsschwester, ihr Haar glänzender, ihre Augen noch schöner.

Er sagte kopfschüttelnd: „Ich begreife nicht, wie Ihre Schwester diesen Mann wählen konnte."

„Wir begreifen es alle nicht", versicherte sie treuherzig.

Ihr war nun leichter zumute, nun hatte sie alle Schwierigkeiten beiseite geschoben.

Sie flüsterte: „O doch, diesen Sommer, als ich auch mit Tante in Bad Soden war. Ganz zufällig 'aben wir uns da gesehen, aber Tante darf es nicht wissen und Vater auch nicht." Sie hob warnend den Zeigefinger. „Vergessen Sie nicht: vor Tante dürfen Sie nicht davon reden, sie wird sonst so voll Zorn, wirft alles kaputt."

Lothar von Brandt staunte. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß die behäbige Geheimrätin überhaupt so zornig zu werden vermochte, daß sie alles kaputt warf.

Aber das Aeußere eines Menschen vermochte ja so sehr zu täuschen.

Eben trat Helene Kornelius ein, und so mußte er denn das Thema fallen lassen.

Isabel war aber plötzlich auffallend guter Laune.

Bald ging es zu Tisch, die Unterhaltung ward sehr lebhaft. Die Geheimrätin ließ sich von dem Rotbuchhof erzählen und frage nach allem Möglichem der dortigen Umgebung, und Lothar von Brandt wäre am liebsten gar nicht mehr fortgegangen. Denn gab es etwas Beglückenderes auf der Erde, als Isabel Herbert gegenüberzusitzen, sich ihr süßes Lächeln ins Herz scheinen zu lassen?

(Fortsetzung folgt)

Palmsonntag und Palmesel

Von Richard Thassilo Graf von Schlieben

Wenn wir auch die ersten authentischen Nachrichten über die Feier des Palmsonntages und der sogenannten Palmesel-Prozession erst aus dem fünften Jahrhundert nach Christo durch den Kirchenvater Chrysostomus hören, so ist doch die Sitte, im Frühling ein Fest zu feiern und einen Festzug zu veranstalten, schon uralt. Die Palme gilt den Völkern des Orients seit grauer Vorzeit als das Zeichen des Sieges und der Freude. Und schon bei den Phöniziern, Syrern und Persern der antiken Welt war es üblich, in dieser Jahreszeit feierlich Umzüge zu veranstalten: Der Weg der Priester, die auf einem Esel reitend die Felder segneten, wurde von der jubelnden Volksmenge mit Palmen und Blumen bestreut. Damit war der Sieg des Frühlings, der die keimende Saat erweckt, der Sieg des Lebens über die Todesstarre des Winters symbolisiert. Es ist deshalb begreiflich, daß die in Jerusalem zusammengeströmte Volksmenge dem sehnsuchtsvoll erhofften Messias den Weg mit Palmen bestreute. Sah sie doch in Christus den Erlöser aus der römischen Knechtschaft, den Retter ihres nationalen Staates. Ihre begeisterten Zurufe „Hosianna, dem Sohne Davids; gelobt sei, der da kommet im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe!" zeigen die Glut ihrer Empfindungen. Eine geistige Erhebung jedoch, wie sie der Messias in den Worten ausdrückte „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", mußte diesen breiten Volkskreisen damals noch völlig unbegreiflich sein.

Aus dem Wunsche heraus, dies köstliche Ereignis wieder aufleben zu lassen, sind auch die Palmesel-Prozessionen der christlichen Kirche entstanden, die sich an die antiken Flurprozessionen anlehnten. Von besonderem Reiz war der von den Franziskanern veranstaltete Festzug: Man versuchte, eine möglichst getreue Nachbildung des Einzugs Christi in die durch ihn geheiligte Stadt darzustellen. Darum ließ auch der Prior des Klosters den zum Ritt bestimmten Esel, dem Text des Evangeliums entsprechend, früh am Morgen aus Bethphage holen. Auf diesem Tiere ritt er dann in feierlichem Zuge durch die Stadt bis zur Erlöserkirche, wo er abstieg, um am Altar die Messe zu zelebrieren. Das Volk und die Mönche, die zu beiden Seiten des Weges dichtgedrängt standen, bestreuten den Weg mit Palmen und Blumen und riefen: „Hosianna in excelsis, Hosianna Filio David!" Natürlich fand dieses Vorgehen der Franziskaner sowohl in der morgenländischen als auch in der abendländischen Kirche eifrige Nachahmungen. Bald begnügte man sich nicht mehr mit dem einfachen grauen Esel, sondern schmückte ihn mit purpurnen, gestickten Decken, mit Gold und Edelsteinen. So bestanden z. B. in Salzburg sogar die Zügel des Tieres aus Schnüren echter Perlen und Diamanten. Der Harnisch des Reiters und das Sattelzeug blitzten und funkelten von kostbaren Edelsteinen. In Antwerpen schritten die zwölf Apostel dem Zuge voraus. Und der Heiland durfte nur von einem eben aus Jerusalem zurückgekehrten Pilger dargestellt werden.

Der Wunsch, das allzeit schauluſtige Volk besonders zu erfreuen, führte in Heidelberg sogar dazu, in dem Festzuge die ganze biblische Geschichte von Adam und Eva an darzustellen. Die Schlußapotheose bildete der Einzug Christi in Jerusalem. Wie bei solchen Veranstaltungen leicht aus dem Heiligtum etwas sehr Profanes werden kann, zeigt die Tatsache, daß man schließlich, nach Beendigung der Prozession Kinder auf dem Esel reiten ließ, was als besonders heilsam für ihre geistige und körperliche Entwicklung betrachtet wurde, was aber doch zu Mißhelligkeiten Anlaß gab.

Während in der römisch-katholischen Kirche schon Gregor der Große den Geistlichen verbot, die Rolle des Messias darzustellen und wünschte, daß der Palmesel nicht einen Menschen, sondern eine hölzerne Christusfigur oder ein Christusbild tragen sollte, hielt die griechisch-katholische an der Darstellung des Heilands durch einen Priester fest. Es war in Moskau üblich, daß der Zar mit seinem ganzen Verwandtenkreis und alle hohen Würdenträger des Hofes hinter dem Reiter in feierlichem Zuge einherschritten. Erst Peter der Große hat dieser Sitte ein Ende bereitet, vermutlich aus politischen Gründen. Er sah wohl nicht mit Unrecht in der enthusiastischen Begrüßung des reitenden Priesters, dem das Volk begeistert zujubelte, eine Schwächung seiner politischen Macht. Er verbot deshalb die Palmesel-Prozession und vereinigte später in seiner Person die höchste geistliche und weltliche Macht.

Man erzählt zwar, daß innerhalb des Kreml noch in späterer Zeit Palmesel-Prozessionen stattgefunden haben. Doch blieb für die große Oeffentlichkeit dies Schauspiel unsichtbar. In Deutschland fand in Schwäbisch-Gmünd im Jahre 1802 die letzte Palmesel-Prozession statt. Sie war schon damals zu einer Art Volksfest herabgesunken, obwohl noch der gesamte Magistrat und die Geistlichkeit an dem Zuge teilnahmen und den mit Gold und Silber reich behängten Esel, der das kostbar geschmückte Christusbild trug, bis zur Spitalkirche begleiteten. Dieser übermäßig gewordene Schmuck des bescheidenen Grautierchens ist wohl die Veranlassung zu der bekannten süddeutschen Redensart geworden: „Geputzt wie ein Palmesel acht Tage vor Ostern", eine Redewendung, die auch wieder beweist, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist.

Während die Prozessionen selbst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verschwunden sind, hat sich die Palmweihe, d. h. die feierliche Einsegnung der Palmen in Kirchen und Kapellen, noch bis zum heutigen Tage erhalten. Von wie berauschender Schönheit ist dieses Fest in der Sixtinischen Kapelle zu Rom, in welcher der Papst selbst die Palmen zu weihen pflegt. Sie werden zu diesem Zweck aus Sizilien und Nordafrika bezogen. Unzählige Wachskerzen umstrahlen die malerischen Gewänder der hohen Geistlichkeit. Herrlicher Gesang umrahmt die Feier. Die Palmzweige werden an die Anwesenden verteilt und bilden das ganze Jahr über ein kostbares Erinnerungszeichen.

In nördlicheren Gegenden nahm man statt der echten Palmenzweige Zypressen, Wacholder, Buchsbaum oder Stechpalme (Ilex), während vielfach wie in England und besonders in Deutschland Weidenzweige mit ihren silbergrauen Kätzchen die Stelle der Palme vertreten. Natürlich ist mit den Palmen — und ebenso mit dem Palmenersatz — auch mancher Aberglaube verbunden, der auf dem flachen Lande noch in voller Blüte steht.

Auch die moderne Weltanschauung könnte dem Palmsonntag mit seiner herben Schönheit des Vorfrühlings noch eine tiefere seelische Bedeutung geben. In einer Rede des berühmten Beda Venerabilis (gest. 735) heißt es: „Die geweihten Palmenzweige, die auf den Weg der Prozession gestreut werden, sind ein heiliges Symbol dafür, daß die Menschen sich untereinander den Lebensweg durch Werke wahrer Nächstenliebe, durch Treue, Güte und Barmherzigkeit schmücken sollten." Damit ist gewiß die stärkste sittliche Bedeutung der Palmsonntagsfeier ausgedrückt.

Zu Goethes 100. Todestage am 22. 3. 1932

Goethe als Universitätsbibliothekar.

Von Dr. Karl Hans Strobl.

Im Jahre 1790 wird Goethe vom Herzog Karl August die Oberaufsicht über die Universität Jena übertragen, und mit einem Eifer ohnegleichen nimmt er sich dieser neuen Aufgabe an, nicht bloß als Spiritus rector der Akademie sondern auch als ihr Hausverwalter, man könnte fast sagen ihr Hausmeister.

Besonders liegt Goethe aber Wachstum und Benutzbarkeit der Bibliothek am Herzen. Da lebte in Jena ein alter Sonderling, der Professor Chr. Wilh. Büttner, ein Bibliomane, der sein ganzes Vermögen für seine Leidenschaft ausgab. Schließlich war der alte Herr, das „alte lebendige enzyklopädische Diktionär", wie ihn Goethe nannte, in so arge finanzielle Bedrängnis geraten, daß er weder aus noch ein wußte und den Verkauf erwog. Der Büttnersche Schatz wurde 1780 der herzoglichen Bibliothek gewonnen und dem einstigen